

# IM SPIEGEL DER ZEIT

## Ist Reinhard Mey ein Frommer von heute?

Ein Liedermacher aus der Perspektive von Karl Rahners Theorie vom anonymen Christen betrachtet

Der Liedermacher Reinhard Mey ist seit mehr als dreißig Jahren dafür bekannt, dass er alltägliche Gegebenheiten in einer Weise wahrzunehmen weiß und sie in eine Sprache zu übersetzen fähig ist, die dem Hörer die Augen öffnet. Diese Situationen treten plötzlich aus dem Nebel der Alltäglichkeit heraus und erscheinen in der Klarheit des Besonderen. Mey vermag es auf die ihm eigene Art, Zusammenhänge, Orte oder Problematiken pointiert und treffend zu beschreiben.<sup>1</sup> Dabei greift er unfehlbar sicher jene Elemente heraus, die eine Typisierung entstehen lassen, durch die die Übertragung auf eigene Erlebnisse und damit ein Nachvollzug und eine Reflexion eigener Erfahrungen leicht gelingt.

Hört man nun das neue Album von Reinhard Mey,<sup>2</sup> fällt nicht nur eine Häufung religiöser Vokabeln auf, sondern es begegnet ein neues Thema: der Glaube. Dies scheint eine neue Phase in der Entwicklung der Texte Meys zu sein, da bisher eine explizite Auseinandersetzung mit dem Glauben ausblieb. Zwar scheute sich Mey nicht, Grenzbereiche – wie Tod und Sterben – zu thematisieren, doch blendete er in diesen Liedern die transzendente und religiöse Fragestellung aus und beschränkte sich auf „diesseitige“ Gesellschaftskritik.

### Die Auseinandersetzung mit Tod und Sterben

Als Beispiel mag hierzu das Lied „Mein guter alter Balthasar“ aus dem Jahr 1975 dienen, in dem er einem Freund, der zehn Jahre zuvor verstorben war, von dem berichtet, was nach dessen Tod passiert ist. Die Quintessenz dieses Berichtes drückt sich am Ende einer jeder Strophe aus: „Es ist noch alles, wie es war, / Mein guter alter Balthasar.“ Doch ist dies Urteil nicht als beruhigend zu verstehen. Denn die Zeilen, welche von diesen Worten abgeschlossen werden, erzählen über „Rechthaberei, Engstirnigkeit“, von „Vorurteilmorast“ und „Klugscheißern“, die sich „schlimmer als Meerschweinchen vermehrt“ haben. So wundert es nicht, dass Mey in der letzten Strophe feststellt, dass es leicht wäre zu resignieren. Aber diese Resignation, die aus den vielen Frustrationen erwächst, bleibt nicht das letzte Wort. Stattdessen ris-

---

<sup>1</sup> Der Liedermacher Hannes Wader preist die „Art, wie der seine Verse setzt / so sensibel und fein, dass es niemand verletzt“, vgl. H. Wader, *Schön ist die Jugend*, 1991.

<sup>2</sup> R. Mey, *Nanga Parbat*, 2004.

kiert er es, als „Narr, der spinnt“ ausgelacht zu werden, weil er trotz aller Frustration und aller Niederlagen an seinen Träumen und Utopien festhält und nach Wegen sucht, „wie man ein Stück Welt besser macht“. So kommt er zu dem hoffnungsvollen, das alltägliche Scheitern hinter sich lassenden Schluss: „Ob ich’s noch mal probier’? Na klar! / Mein guter alter Balthasar.“ Auch wenn die diesseitige Realität nur zu Frustration und Resignation Anlass gibt, so will sich Mey damit nicht zufrieden geben und hält an seinem Ideal, an seiner Utopie fest. Warum? Eine ausdrückliche Antwort bleibt er schuldig. Doch kann dieses unbegründete Tun Zeugnis sein, wie wir später sehen werden.

Dieses Motiv der Hoffnung findet sich auch in einem weiteren Abschiedslied.<sup>3</sup> Doch ist dieses im Gegensatz zu „Mein guter alter Balthasar“ nicht düster, sondern in einer Stimmung geschrieben, die von heiterer Zuversicht getragen ist. In der letzten Strophe wird nicht nur Gott vorausgesetzt und angenommen, dass es dem Verstorbenen im Jenseits besser gehe, sondern der Liedermacher bittet den Adressaten sogar darum, für ihn dort ein Wort einzulegen.<sup>4</sup> Hier ist man fast versucht, Reinhard Mey eine Beziehung zur Heiligenverehrung zu unterstellen. Doch unabhängig davon muss man feststellen, dass sich Mey mit den Themen Tod und Sterben – auch dem eigenen – immer wieder über seine gesamte Schaffenszeit hinweg beschäftigt. Als Beispiele mögen „Mein Testament“ aus dem Jahr 1974 oder „Laß es heut‘ noch nicht geschehen“ aus dem Jahr 1981 wie auch „Friedhof“ aus dem aktuellen Album dienen. Dabei beleuchtet Mey stets unterschiedliche Dimensionen des Sterbens. Das Ringen, ja Verhandeln um den Zeitpunkt des eigenen Sterbens („Laß es heut‘ noch nicht geschehen“) wird ebenso Thema wie das, was er noch bis dahin erleben möchte („Eh‘ meine Stunde schlägt“, 1977), oder die gewünschte Art und Weise des Sterbens („Wie ein Baum, den man fällt“, 1974). Der Liedermacher spart auch die Auseinandersetzung mit Selbsttötung nicht aus. Da Mey jedoch keinerlei Lebenszweifel plagen und er über einen regelrechten Lebenshunger verfügt, der ihn dazu treibt, das Leben in aller Intensität und Vielfalt zu leben, kann er solch eine Tat nicht nachvollziehen und nur mit Ratlosigkeit darauf reagieren. Dies drückt sich sehr gut in dem Lied „Atze Lehmann“ (1975) aus, dessen Text die Absurdität und Fragwürdigkeit des Selbstmord Begehens widerspiegelt.

#### Die Auseinandersetzung mit der Kirche

Meys ungezwungener und ernsthafter Umgang mit Sterben und Tod böte Ansatzpunkte für einen Glauben, doch scheint es, als stünde der Glaube für ihn in einer „unheiligen“ Allianz mit der Kirche. Diese Beziehung ist als „unheilig“ charakterisiert, um damit zweierlei auszudrücken. Zum einen lässt sich aus christlich-katholi-

<sup>3</sup> Vgl. R. Mey, *Schade, daß Du gehen mußt*, 1972.

<sup>4</sup> „Wenn du heute den noch siehst, der uns’re Wege lenkt, / Frag’ ihn unverbindlich mal, was er sich dabei denkt, / Sicher geht es dir bei ihm eher recht als schlecht, / Sicher sucht er grade wen, der dort mit ihm zecht. / Hoch auf deiner Wolkenbank, bei Tabak und Wein, / Leg zwischen zwei Flaschen mal ein Wort für uns mit ein“, ebd.

scher Sicht der Glaube nicht von der kirchlichen Gemeinschaft und damit auch dem sakramentalen Vollzug trennen; er ist bleibend an sie als geschichtliche Konkretion gebunden. Zum anderen scheint es, als sei das Kirchenbild Meys ein rein negatives, das sich lediglich aus den dunklen Kapiteln der Kirchengeschichte wie aus gegenwärtigen Fehlentwicklungen oder unreflektiert übernommenen Plattitüden der üblichen Kirchenkritik zusammensetzt. Vor diesem Hintergrund steht der Glaube in einem falschen Licht und wird durch ein abschreckendes Kirchenbild desavouiert.

Nichtsdestotrotz bemerkt man bei einer Sichtung der Liedtexte Meys, dass er christlich sozialisiert sein muss. So ist das Gebet in seinen Texten ein wiederkehrendes Motiv, ob als Aufruf zum gemeinsamen Gebet<sup>5</sup> oder im übertragenen Sinne.<sup>6</sup> Ganz zu Beginn seiner Karriere, so scheint es, bildet der Kirchgang sogar einen festen Bestandteil des Tagesablaufs.<sup>7</sup> Doch auch später benutzt er immer wieder gern Begriffe aus dem kirchlichen und biblischen Umfeld, um seiner Kritik Ausdruck zu verleihen. In einem Liebeslied heißt es:

„*Ich würd' mein Leben ändern, / Würd' ein Bigot aus mir – / Ich ging in wallenden Gewändern / Und läs' aus dem Brevier / Weise Moralitätchen – / Ich tät' es für mein Mädchen.*“<sup>8</sup>

Auch für die Beschreibung seiner Heimatstadt zieht er biblische Bilder mit ihren Assoziationen heran:

„*In meiner Stadt, da gibt es Berge / Aus Müll, Ruinen, Schweiß und Blei. / Die träumen lang schon vom Ölberge / Und hör'n den dritten Hahnenschrei. / Ein Golgotha, aus Müll geboren / Und zementiert, damit es hält: / Dort hat kein Pilger was verloren, / Von dort erlöst keiner die Welt.*“<sup>9</sup>

oder sieht wiederum den Apostelkreis als Negativbeispiel für eine misslungene Gemeinschaft und als Argument gegen Gruppenbildung im Allgemeinen:

„*Erinnert euch daran, sie waren zwölf: / Den dreizehnten, den haben sie eiskalt / Verraten und verhökert an die Wölfe. / Man merke im Verein wird keiner alt!*“<sup>10</sup>

In der letzten Zeit verlegte sich Reinhard Mey mehr auf direkte Kirchenkritik. Prangerte er 1967 noch in seinem Lied „Von heiligen Kriegen“ den Zusammenhang von Glaube, Fundamentalismus und imperialistischen Großmachtideen an, so rückt die Kirche nun vermehrt als Teil der Gesellschaft in den Fokus, die sich wie der von Dostojewskij beschriebene Großinquisitor verhält. Dieser sieht in der Freiheit des Kirchenvolks eine Gefahr und meint mit Angst und Schrecken den Glauben festigen zu können.<sup>11</sup> Dieses vermeintliche Bild der Kirche – oder treffender: der Amtsträger

<sup>5</sup> „Freunde, Zecherschar, / Betet mit mir, betet mit mir, betet mit mir für Balthasar!“; R. Mey, *Epitaph auf Balthasar*, 1971.

<sup>6</sup> Vgl. R. Mey, *Hasengebet*, 1994 oder *Hundgebet*, 2004.

<sup>7</sup> „Vom Haustor zur Kneipe, genau zwanzig Schritte, / von der Kneipe zur Kirche, zur Bank in der Mitte, / von der Kirche zur Kneipe, quer über den Platz, / ein Glas im Stehen und noch eins als Ersatz / für das vor der Messe, auf einen Schluck aus; / von der Kneipe genau zwanzig Schritte nach Haus“, R. Mey, *Ein Tag*, 1969.

<sup>8</sup> R. Mey, *Und für mein Mädchen*, 1967.

<sup>9</sup> R. Mey, *In meiner Stadt*, 1967.

<sup>10</sup> R. Mey, *Bevor ich mit den Wölfen heule*, 1971.

in der Kirche – macht Mey zum Hauptangriffspunkt seiner Kritik. Dazu zwei Beispiele:

„Kriegstreiber und Kirchenfürsten haben endlich ausgespielt, / Die Verdammungsindustrien geh'n bankrott. / Ab jetzt denkt man wieder selber, wir sind endlich, endlich frei, / Dogmen und Gegängel landen auf dem Schrott.“<sup>12</sup>

„Man hat sich glatt gemacht, man hat sich arrangiert. / All die hohen Ideale sind havariert, / Und der große Rebell, der nicht müd' wurde zu streiten, / Mutiert zu einem servilen, gift'gen Gnom / Und singt lammfromm vor dem schlimmen alten Mann in Rom / Seine Lieder, fürwahr: Es ändern sich die Zeiten!“<sup>13</sup>

Diese distanzierte und misstrauische Haltung den kirchlichen Amtsträgern gegenüber drückt sich in der Strophe eines Liedes aus, in dem der schlaue Vater Fuchs seinen Nachwuchs vor den Fallen und Widrigkeiten des Lebens warnt. In diesen Zeilen konzentriert Mey alle Facetten der Kritik an dem angeblich verdorbenen Charakter und den verdammungswürdigen Verhaltensweisen der Kleriker, wie sie schon zu Zeiten des Kulturkampfes üblich waren:

„Und der Schwarzkittel, Füchschchen, nimm dich ja in acht, / Er heuchelt Demut, doch er schießt nach der Macht, / Er täuscht und trügt mit frommen Redensarten. / Er predigt Wasser, dabei trinkt er selber Wein / Und redet dir Schuld und Sünde ein / Und wildert an der Brut im eignen Garten. / Immer salbungsvoll, immer verkorkst und geil, / Sorgt sich der schlimme Finger um dein Seelenheil. / Sieh ihn selbstgerecht die teig'gen Hände reiben! / Er will dich eingeschüchtert und verschreckt und brav, / Will dich als willenloses, stummes Schaf. / Denn nur mit Ahnungslosen kann er's so bunt treiben. / Doch gleichviel, ob der schmierige Wicht / Dir Fegefeuer oder Paradies verspricht, / Füchschchen, glaub' ihm nicht.“<sup>14</sup>

Bei all dieser einseitigen, häufig blinden Kritik darf man jedoch einen weiteren Aspekt in Meys Texten nicht übersehen. Er kennt neben der Figur des verschlagenen und ungläubwürdigen Klerikers auch den an seiner Rolle leidenden, sensiblen Priester, der seine Probleme nicht zu bewältigen weiß und dem Alkohol verfallen ist:

„Immer montags nach Einbruch der Dämmerung seh' ich den kleinen, grauen Pfarrer mit dem Fahrrad fahr'n. / Zwei Plastiktüten mit leeren Weinflaschen voll am Lenker schlenkernd zum Glascontainer karr'n. / Und da nimmt er die Flaschen, doch er wirft sie nicht rein, / Er legt sie einzeln, behutsam und liebevoll hinein. / Denn am Montag ist der Glascontainer immer fast voll, / Dann geht das lautlos und

<sup>11</sup> Vgl. F.M. Dostojewskij, *Die Brüder Karamasow*, München 1978, 332–357.

<sup>12</sup> R. Mey, *Vernunft breitet sich aus über die Bundesrepublik Deutschland*, 1994.

<sup>13</sup> R. Mey, *Das Narrenschiff*, 1998. Ob Mey hier direkt auf Joseph Kardinal Ratzinger anspielt, der in seinen frühen Jahren als Theologieprofessor und Konzilsperitus zu den „jungen Wilden“ gerechnet wurde und dann als Erzbischof von München-Freising und nun als Vorsitzender der Glaubenskongregation in Rom im öffentlichen Meinungsbild häufig als verbitterter und humorloser Machtpolitiker dargestellt wird, lässt sich nicht verifizieren.

<sup>14</sup> R. Mey, *Füchschchen*, 1998. Zu beachten ist hier, dass die Kleriker als „Schwarzkittel“ – also Wildschweine – bezeichnet sind!

*keiner hört, was er nicht soll. / Und er faltet die Tüten in der Dunkelheit, / Und dann schaukelt er zurück in seine Grabeseinsamkeit.*<sup>15</sup>

Interessant ist hierbei, dass Mey diesen Priester, der ganz bewusst einen falschen Schein nach außen hin wahr, nicht verdammt, sondern vielmehr im Refrain selig preist.<sup>16</sup> Der Grund hierfür scheint die veränderte Perspektive zu sein. Richtet sich Meys beißende Kritik an den die machtbesessene Institution vertretenden Amtsträger, so nimmt er hier nun den Menschen in den Blick, der unter dem ihm von der Kirche abverlangten Rollenverhalten leidet und daran zerbricht. Mit diesem Perspektivenwechsel gelingt es dem Liedermacher scheinbar, den Menschen hinter der anonymen Funktion aufzuspüren und mit seiner positiven Bewertung zugleich an der Institutionenkritik festzuhalten, ja diese durch einen unterstellten Vorwurf des Seliggepriesenen zu legitimieren und zu vertiefen. Bei genauerem Hinsehen trägt dieser Versuch jedoch nicht. Denn Mey wendet sich nur dem Menschen hinter der Funktion zu, wenn er als gebrochener Mensch erscheint. Dies lässt vermuten, dass es ihm gar nicht um eine ausgewogene Darstellung geht und er die Möglichkeit und die Wirklichkeit (!) einer heilen Persönlichkeit in der Funktion des Klerikers ausblendet, um sein Bild und damit seine Kritik an ihm nicht zu gefährden.

„Ich glaube nicht“

Mit dem aktuellen Album geht Reinhard Mey nun einen Schritt weiter. In dem Lied „Ich glaube nicht“ gewinnt die Auseinandersetzung eine neue Qualität. Denn nun wird der Glaube in verschiedenen Blickwinkeln und Bedeutungen reflektiert. Bei der detaillierten Durchsicht des Textes werden wir altbekannte Kritikpunkte wiederfinden, aber auch neue Perspektiven und Widersprüche entdecken.

Gleich zu Beginn in den ersten beiden Zeilen stellt er die Frage, ob er glaube oder nicht, in einen Kontext, der auf eine Befragung vor der Inquisition anspielt.<sup>17</sup> Zudem versteckt er in diesem Auftakt auch gleich das Geißeln und bezieht sich damit auf eine besondere Weise der Frömmigkeit, wie sie im Mittelalter mancherorts praktiziert wurde und heute Mitgliedern bestimmter Gruppen innerhalb der Kirche nachgesagt wird. In der dritten Zeile nimmt Mey dann die Anspielung auf die Inquisition wieder verstärkend auf, um in der vierten Zeile zum nicht unwichtigen Schluss zu kommen, dass er nicht glaube und nichts wisse.<sup>18</sup> Mey benennt den Zusammenhang von Glauben und Wissen, der für die Fundamentaltheologie grundlegend ist, bekennt jedoch, dass bei ihm weder ein Glaube – aus dem bisherigen beschriebenen lässt sich ableiten: kein christlicher „amtlicher“ Glaube – vorhanden ist und dass

<sup>15</sup> R. Mey, *Selig die Verrückten*, 1994.

<sup>16</sup> „Selig, die Abgebrochenen, / Die Verwirrten, die in sich Verkrochenen. / Die Ausgegrenzten, die Gebückten, / Die an die Wand Gedrückten, / Selig sind die Verrückten!“, ebd.

<sup>17</sup> „Hin und wieder geißl’ ich mich und geh’ hart mit mir ins Gericht / Und befrag’ mich hochnotpeinlich, ob ich glaube oder nicht“, R. Mey, *Ich glaube nicht*, 2004.

<sup>18</sup> „Nur ein bißchen Folter und schon erpress’ ich mir den Beweis, / Daß ich erstens gar nicht glaube und zweitens gar nichts weiß“, ebd.

auch sein Wissen darüber beschränkt ist. Darauf wird später zurückzukommen sein. Im Anschluss wechselt nun der Fokus von ihm persönlich auf die anderen, sprich die Glaubenden, die aus der Sicht des Skeptikers nun mit dem Widerspruch konfrontiert werden, dass das gepredigte und eingeforderte Ideal der gelebten Realität nicht entspricht.<sup>19</sup> Im Folgenden werden die alten „Anfragen“ der Kirchenkritik aufgezählt. Sodann hinterfragt Reinhard Mey die Legitimität der Hierarchie und die Notwendigkeit von Immobilien.<sup>20</sup>

In der zweiten Strophe kritisiert er das Papstamt.<sup>21</sup> Richtig ist sicher die Frage, ob man den Bischof von Rom als Stellvertreter Gottes auf Erden bezeichnen muss. Man macht sich eine Kritik der Unfehlbarkeit aber zu leicht, wenn man sie in einem trivialen Sinn versteht, so, als ob der Papst immer und in allen Entscheidungen unfehlbar sei. Angemessen wiederum ist die Verurteilung, eigene Standpunkte mit dem Prädikat „sein Wille“ zu legitimieren und sich damit durchzusetzen zu versuchen. Die diese Strophe abschließende Kritik an kirchlichen Gebräuchen schießt in ihrer pauschalen Weise über das Ziel hinaus, auch wenn ein grundsätzliches Hinterfragen und die Forderung nach einer Prüfung, inwieweit diese Traditionen dem darin auszusagenden Inhalt entsprechen, durchaus ihre Berechtigung haben.<sup>22</sup>

Reinhard Mey widmet die ganze dritte Strophe der Kritik an Zölibat, Beschneidung und Lustfeindlichkeit. Hierbei versucht er, schöpfungstheologisch zu argumentieren, rutscht aber doch eher in eine biologistische Richtung ab, wenn er singt:

*„Ich glaub‘ nicht, daß er in seiner Weisheit, seinem ew‘gen Rat / Sowas Abartiges ausgeheckt hat wie den Zölibat, / Denn sonst hätt‘ er sich zum Arterhalt was andres ausgedacht / Und uns nicht so fabelhafte Vorrichtungen angebracht. / Welch ein Frevel, daran rumzupfuschen, zu beschneiden, / Zu verstümmeln! Statt sich dran zu erfreu‘n, dran zu leiden! / Und wenn Pillermann und Muschi nicht in den Masterplan passen, / Glaubt ihr nicht, er hätt‘ sie schlicht und einfach weggelassen? / Glaubst Du Mensch, armsel‘ger Stümper, du überheblicher Wicht, / Daß du daran rumschnippeln darfst? Ich glaube nicht!“<sup>23</sup>*

Die vierte Strophe wendet sich wieder der Kritik religiöser Gebräuche zu, die sich kulturell entwickelt haben. Mey stört sich leidenschaftlich am Glockengeläut, wie auch am Schlachten von Opferlämmern und prangert die Praxis des Schächtens

<sup>19</sup> „Ich glaub‘ nur, daß, wenn es ihn tatsächlich geben sollte, / Er, was hier in seinem Namen abgeht, gar nicht wollte!“, ebd.

<sup>20</sup> „Erstmal glaub‘ ich, daß die Weihwasserbeckenfrösche ihn stören / Und die viel zu großen Häuser, die angeblich ihm gehören. / Glaubt ihr denn, er ist auf Lakaien und Grundbesitz erpicht? / Jasager und Immobilien? Ich glaube nicht!“, ebd.

<sup>21</sup> „Ich glaub‘ nicht, wenn es ihn wirklich gibt, daß er’s überaus liebt, / Daß sich jemand hartnäckig als sein Stellvertreter ausgibt / Und sich für unfehlbar hält. Ich glaub‘ nicht, daß es ihm gefällt, / Daß man ihm krause Ansichten als ‚seinen Willen‘ unterstellt“, ebd.

<sup>22</sup> „Ich verwette mein Gesäß: Brimborium und Geplänkel, / Mummenschanz und Rumgeprotze gehen ihm auf den Senkel. / Dieses Ringeküssen, diese selbstgefäll‘gen Frömmigkeiten, / Dies in seinem Namen Eselei‘n und Torheiten Verbreiten. / Glaubt ihr, daß er will, daß irgendwer an seiner Stelle spricht? / Irgend so ein kleines Licht? Ich glaube nicht!“, ebd.

<sup>23</sup> Ebd.

an.<sup>24</sup> Dabei scheint er gar nicht zu bemerken, wie er nun selber seine Ansichten – ob berechtigt oder nicht – als die Gottes darstellt; ein Vorgehen, das er in der zweiten Strophe noch verurteilt hat. Dass Mey zum Ende der Strophe in den Zusammenhang der religiösen Gebräuche sozusagen als Höhepunkt die pädophilen Verfehlungen einzelner Amtsträger anspricht,<sup>25</sup> ist unpassend. Hier erliegt Mey wieder der Versuchung, alles Negative – so auch diese verabscheuungswürdigen Taten – der Kirche und ihrem Apparat zuzuschreiben und zu suggerieren, es gäbe einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Pädophilie und Kirche. Solch eine Darstellung ist nicht nur in ihrer Einseitigkeit undifferenziert, sondern legt mit ihren Vereinfachungen die Fundamente für eine Hexenjagd und für eine Art des Umgangs, wie sie der Inquisition vorgeworfen werden.

Die letzte Strophe hat einen jesuanischen Anstrich. So beginnt sie mit einer Anspielung auf das Missverständnis der Drei Weisen aus dem Morgenland, die den Gottessohn vergeblich im Palast suchen und ihn stattdessen bei den Geringsten, bei den Hirten im Stall finden.<sup>26</sup> Dieses Motiv, Gott bei den Menschen am Rande der Gesellschaft zu suchen und nicht an den klassischen Orten wie Domen und Kathedralen – hier ist wieder der Machtvorwurf spürbar –, wird mit weiteren Beispielen illustriert.<sup>27</sup> Dieses Anprangern von festgefahrenen, scheinbare Sicherheit vermittelnden Vollzügen nimmt die Kritik Jesu an den Vorschriften und Traditionen des damaligen Judentums auf und nennt Gruppen, denen sich Jesu heute wohl zuwenden würde.

Als Schlussakkord greift dann Mey auf mittelalterliche Bilder zurück, die den Hörer an Umberto Ecos Kriminalroman „Der Name der Rose“ denken lassen,<sup>28</sup> und kontrastiert diese dunkle, abschreckende Atmosphäre mit dem Bild eines Gottes, der mit ihm das Leben, die Natur und die (Gaumen-) Freude unbeschwert genießt, so dass er am Ende doch zur Einsicht kommt zu glauben.<sup>29</sup>

<sup>24</sup> „Ich glaub’ nicht, daß ihm der Höllenlärm etwas bedeutet, / Wenn man in die göttliche Ruhe hinein die Glocken läutet. / Ich bin sicher, daß er es als schlimme Lästerung betrachtet, / Wenn man, um ihn zu bestechen, kleine Lämmerchen abschlachtet / Und er muß sich sofort übergeben, denkt er nur ans Schächten“, ebd.

<sup>25</sup> „Oder an die schleim’gen Heuchler, an diese gottlosen Schlechten, / Die scheinheilig die Kinderlein zu sich kommen lassen / Und ihnen in die Hose fassen!“, ebd.

<sup>26</sup> „Ich glaub’ nicht, daß er in euren pompösen Palästen thront, / Ich glaub’ eher, daß er beim geringsten meiner Brüder wohnt“, ebd.

<sup>27</sup> „Eher bei den Junkies, bei den Trebern im Park als in Rom, / Eher in den Slums, den Schlachthöfen, den Ghettos als im Dom, / Im Parterre bei Oma Krause, in der Aldi-Filiale, / Eher auf dem Straßenstrich als in der Kathedrale“, ebd.

<sup>28</sup> „Wo Schiefköpfige, Händeknetende Schuldgefühle schüren, / Eitel, selbstgerecht, als würden sie IHN an der Leine führen“, ebd.

<sup>29</sup> „Eher als in eurer düstren, modrig-lustfeindlichen Gruft / Sitzt er unter freiem Himmel in der lauen, klaren Luft, / Neben mir auf der Bank vor der Gartenlaube / Bei einer Flasche Deidesheimer Herrgottsacker, ja, ich glaube!“, ebd. Vergleicht man Anm. 4, fällt auf, dass sich Meys Vorstellung vom Himmel über dreißig Jahre hinweg nicht verändert hat: Mit Gott in der frischen Luft in Ruhe Wein trinken – lediglich das Rauchen wurde aufgegeben!

## Das Verhältnis zu Kirche und Glaube

Die Durchsicht der Texte Reinhard Meys zeigt, dass seine Auseinandersetzung mit der Kirche sich leider nur auf kirchliche Erscheinungsweisen und dabei auch nur auf jene bezieht, die in seinen Augen falsch oder im Kontrast zur christlichen Botschaft (wie er sie auslegt) stehen. Zudem drängt sich der Eindruck auf, als ob der Bezugspunkt seiner Kritik nur sporadisch die Kirche des 20. und 21. Jahrhunderts ist. Stattdessen scheint eine mittelalterliche Kirchenvorstellung vorherrschend zu sein, gegen die sich aus der Perspektive von heute auch besser polemisieren lässt. Eine differenzierte Beschäftigung, die nach Entwicklungen, Hintergründen und geschichtlichen Kontexten fragt, um damalige und gegenwärtige Ausdrucksformen und Verhaltensweisen eventuell nachvollziehen und sie in einem Urteil wenigstens berücksichtigen zu können, unterbleibt. Man gewinnt den Eindruck, als scheue Mey solch ein Vorgehen, da er befürchte, er verlöre ein Symbol für das Böse, ein Gegenbild, das er benötigt, um die eigene Identität und Weltanschauung besser in hellem Glanz darstellen zu können. Mit dieser Polarisierung und tendenziösen Wahrnehmung wird er jedoch seinen Ansprüchen anderen gegenüber selbst nicht gerecht.<sup>30</sup>

Da Mey hauptsächlich Hierarchie, menschliche Schwäche und kirchliches Finanzgebaren angreift, nicht aber Inhalte des christlichen Glaubens problematisiert, handelt es sich bei den dargestellten Liedtexten nicht um Kirchenkritik im eigentlichen Sinne, sondern vielmehr um Institutionenkritik allgemeiner Art. Denn er bleibt dem Hörer schuldig, die Verbindungslinien zwischen den Missständen und der kirchlichen Lehre aufzuzeigen. So kann auch der Glaube wieder glaubwürdig werden, sobald er von den gesellschaftlich, kulturell oder menschlich bedingten Fehldeutungen losgelöst wird. Dies zeigt ganz deutlich der Spannungsverlauf des Liedes „Ich glaube nicht“. Mey vermag nicht zu glauben, solange der Glaube von der Realität verstellt wird. Als jedoch in der letzten Strophe das Ideal, wie es ja gerade die Kirche predigt und anstrebt, formuliert wird, gelingt es plötzlich.

Vor dem Hintergrund der aufgezeigten Linien in seinem gesamten Textrepertoire lässt sich feststellen, dass Reinhard Mey zweifellos eine Vorstellung von Gott besitzt – auch wenn er Ihn ausdrücklich nicht als solchen benennt –, die christlich geprägt ist. Man könnte einwenden, die Wahl dieses gesellschaftlichen Kontextes sei lediglich der Rahmen, innerhalb dessen er seine Kirchenkritik formulieren kann. Doch verwendet er biblische Bilder für Zusammenhänge, die durchaus auch durch Beschreibungen anderer Art und aus anderen Kontexten hätten gedeutet werden können. Es macht vielmehr den Eindruck, als wähle Mey sie an diesen Stellen bewusst aus, um deren Symbolkraft für eine Vertiefung zu nutzen und damit eine weitere Dimension zu eröffnen.

---

<sup>30</sup> Vgl. R. Mey, *Alles ok in Guantanamo Bay*, 2004, wenn Mey den Amerikanern berechtigt die Arroganz vorwirft, sie legten fest, was gut und böse sei.

Rahner stellt sich der Kritik und vollzieht sie nach

Nachdem nun ausführlich die Art und Weise ebenso wie die Inhalte der Kritik Reinhard Meys dargestellt wurden, wird im Folgenden eine Antwort anhand von Texten Karl Rahners versucht werden. Gerade weil sich der Todestag des Jesuiten zum 20. Mal jährte, lohnt sich ein Blick in seine Schriften zu diesem Thema. Es überrascht, wie konkret er sich bereits vor Jahrzehnten diesen Anfragen gestellt hat und innerhalb dieses Kontextes wichtige Einsichten erwarb, die ihn zur Formulierung der Theorie des anonymen Christen brachten. Der Ausgangspunkt zur Entwicklung dieses Theologumenons war die in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts viele Katholiken bedrängende Frage, wie es um das Seelenheil der „ungläubigen“ oder aus der Kirche ausgetretenen Verwandten bestellt sei. Die Situationsbeschreibung Rahners liest sich, als seien die Liedtexte von Reinhard Mey der vertonte Vorwurf von damals:

„Wie quälend kann das Gefühl sein, es diesen Verwandten gegenüber immer falsch zu machen; man kompromittiert seine Kirche durch die eigenen Fehler (die die andern gar zu gern dem Christentum und nicht dem Christen anlasten); man ist aufdringlich oder feig; man ist nur zu leicht auch in einer gereizten Stimmung gegen kirchliche Autoritäten, Priester, Glaubensgenossen, weil sie mit ihrem Verhalten (wirklich oder vermeintlich) das Christentum (d.h. in diesem Fall, genaugenommen, den siegreichen Glanz der eigenen Überzeugung) vor den nichtkatholischen Verwandten blamieren; man ist verlegen andern gegenüber hinsichtlich des Vulgärkatholizismus (oder des Christentums, wie es in andern, südlichen Ländern praktiziert wird); man ärgert sich, weil man an ‚die anderen‘ denkt, über den Mischmasch von Glaube, spießbürgerlicher Tradition, klerikaler Primitivität und problematischer politischer Meinungen, die man bei ‚seinen‘ Leuten entdeckt; man zittert schon, wenn der andere aus Langeweile die ‚katholische Morgenfeier‘ am Apparat aufdreht: was wird da wieder kommen? Man ist froh erleichtert, wenn ein Pfarrherr schlank ist und saubere Fingernägel hat, man vergleicht unwillkürlich, ob das Gute, das draußen ist: an Wissenschaft, Kunst, tapferer edler Menschlichkeit, auch genügend deutlich drinnen zu finden ist, daß es jedermann (d.h., die wir hier kennen und lieben) bemerken kann und zugeben muß, daß wir als Katholiken nichts aufgegeben haben oder entbehren.“<sup>31</sup>

Hier entlarvt Rahner bereits eine erste Missdeutung. Der Versuch von außen, die Verantwortung für selbst begangene Fehler dem Christentum an sich anzulasten, wird von dem einzelnen Christen nicht als befreiend, sondern eher als beschämend empfunden. Dieses Motiv klingt beispielsweise bei Mey an, wenn er von dem einsamen Pfarrer singt, der seine leeren Flaschen in den Container legt. Darüberhinaus wird in den Worten Rahners die zwiespältige Lage des Christen deutlich, der an den äußerlichen Unzulänglichkeiten der gesellschaftlichen Verfasstheit seiner Kirche und den menschlichen Begrenztheiten ihrer Mitglieder leidet. Der Christ kann die-

---

<sup>31</sup> K. Rahner, *Schriften zur Theologie*, Bd. III, Einsiedeln-Zürich-Köln 1956, 420f.; im Folgenden abgekürzt mit Bandnummer und Seitenzahl.

se konkrete Kirche auch aus der Distanz heraus sehen, und es quält ihn, dass das Eigentliche, das Befreiende und Erlösende gar nicht oder zu selten sichtbar wird.<sup>32</sup> Er kann gut nachvollziehen, dass jene, die sie von außen betrachten, eher abgeschreckt werden von der kirchlichen Selbstdarstellung, welche das gepredigte und angestrebte Ideal nur bruchstückhaft in die Praxis umzusetzen und zu leben vermag. An diesem Punkt gibt der Christ den Kritikern recht und muss sich zugleich selbstkritisch fragen: „Sind wir Katholiken nicht oft selbst die, die durch unsere Schuld jemand den Blick auf das wahre Wesen der Kirche verstellen?“ (III, 427).

Was bedeutet „anonymer Christ“?

Das Schlagwort vom „anonymen Christen“ gehört zu den bekanntesten, aber auch umstrittensten Formulierungen Rahners. Er selbst hat nicht auf dem genauen Wortlaut bestanden, doch verlangte er von den Kritikern, sie sollten einen adäquaten Ersatz, der das damit Ausgesagte weniger missverständlich ausdrückt, vorschlagen. Dies blieben sie bis heute schuldig. Was ist nun damit gemeint?

Zunächst fragt sich Rahner, was notwendig ist, um die Begnadigung zu erlangen. Dabei stellt er zum einen fest, dass die Theologen im Hinblick auf Hebr 11,6<sup>33</sup> Bedingungen nennen, die auch außerhalb der institutionell verfassten Kirche erfüllt werden können, und zum anderen, dass das kirchliche Lehramt davon ausgeht, dass „jede wirklich echte sittliche Entscheidung, die sich dem absoluten Anspruch des Sittlichen beugt, eine (mindestens implizite) Kenntnis und Anerkenntnis Gottes impliziert“ (III, 429). Davon ausgehend scheint der Kreis derer, die als anonyme Christen bezeichnet werden könnten, sehr weit gefasst. Doch ist diese Sichtweise eine „äußere“, die darum weiß, dass sie nicht in das Herz zu schauen vermag. Dieser Perspektive korrespondiert gleichsam eine „innere“, nach der jeder Christ davon überzeugt ist, „daß der Mensch, um sein Heil zu erlangen, an Gott, und nicht nur an Gott: an Christus glauben muß; daß dieser Glaube nicht nur ein positives Gebot ist, von dem man bei gegebenen Gründen dispensieren könnte; daß die Zugehörigkeit zur einen wahren Kirche nicht nur eine äußerliche Bedingung bedeutet, die füglich jemandem schon einfach deswegen erlassen werden könnte, weil er von ihr und ihrer Erfordernis nicht weiß noch wissen kann. Dieser Glaube ist vielmehr in sich notwendig und deshalb unbedingt gefordert, nicht als Gebot nur, sondern als einzig mögliches Mittel, nicht als Bedingung allein, sondern als unumgänglicher Weg; denn des Menschen Heil ist nichts anderes als die Erfüllung und Reife, die Endgültigkeit eben *dieses* Anfangs, der darum durch nichts anderes ersetzt werden kann“

<sup>32</sup> „Man braucht auf jeden Fall tausend Reflexionen, Begründungen und (wenigstens innerlich gehaltene) Apologien, um mit der ‚konkreten Kirche‘ fertig zu werden, weil man sie und das Leben in ihr unweigerlich auch gleichzeitig sieht mit den Augen derer, die draußen sind und die wir so lieben, daß wir, auch dann wenn wir ganz und bedingungslos katholisch sind, unwillkürlich auch mit ihrem Gefühl auf all das reagieren“ (III, 421).

<sup>33</sup> „Ohne Glauben aber ist es unmöglich, (Gott) zu gefallen; denn wer sich Gott naht, muss glauben, dass er ist und dass er denen, die ihn suchen, ihren Lohn geben wird.“

(VI, 545). Was zunächst zu beliebig schien, erfährt plötzlich eine Einschränkung, die in keiner Weise ein Christentum zu verbilligten Preisen feilbietet oder gar dem Christentum seinen Ernst nimmt, wie es Hans Urs von Balthasar sehr emotional der Rede vom anonymen Christen vorwirft.<sup>34</sup> Die Konsequenz dieser „inneren“ Perspektive, in der sich die Identität und das Selbstverständnis des Christen ausdrückt, formuliert Rahner überaus deutlich: „In diesem Sinne gibt es tatsächlich außer der Kirche kein Heil, wie die alte theologische Formel besagt“ (VI, 545f.).

Wie lassen sich nun aber diese beiden sich scheinbar widersprechenden Denkrichtungen miteinander in Einklang bringen? In der von uns „äußeren“ genannten Sichtweise stellt sich Rahner dem pastoralen Problem. Er versucht, den gläubigen Christen die Angst zu nehmen, die von ihnen geliebten, aber ungläubigen Verwandten seien verloren und könnten das Heil nicht erlangen.<sup>35</sup> Dabei ist der Hoffnungsaspekt vorherrschend und die Suche nach jeder nur erdenklichen Möglichkeit bestimmend. Anders stellt es sich in der Perspektive ad intra dar. Dabei rückt die dogmatische Argumentationsweise in den Mittelpunkt und betont den Verpflichtungscharakter, der mit dem angenommenen Glauben verbunden ist. Dies bedeutet für den Gebrauch des Theologumenons vom anonymen Christen, dass sich niemand selbst als solchen bezeichnen kann oder diesen „Status“ anstreben kann, so, als könne man sich der manchmal unbequemen, institutionellen Seite des Christseins einfach entledigen. Ebenso wenig kommt diese Bezeichnung einer Vereinnahmung gleich. Vielmehr ist sie Ausdruck der Hoffnung der Christen, dass es auch außerhalb der Grenzen der eigenen Glaubensgemeinschaft die Möglichkeit der Heilsaneignung gibt. Das ist revolutionär. Denn diese Heilsgemeinschaft stärkt nicht ihren Zusammenhalt durch Abschottung, sondern erkennt das eigene Gute auch bei anderen und setzt sich mit diesem kritischen Potenzial auseinander, wenn sie feststellen muss, dass jene das eigene Selbstverständnis womöglich glaubwürdiger leben als man selbst.

Dieser Zugang zur Heilsmöglichkeit für Menschen außerhalb der Kirche hat zwar Konsequenzen für die Mission, aber macht sie keinesfalls überflüssig, wie ein weiterer Vorwurf lautet.<sup>36</sup> Nach Rahner ist dieses Theologumenon gerade die Voraussetzung für eine echte Mission.<sup>37</sup> Die Einsicht, dass die Gnade Christi und das damit

<sup>34</sup> Vgl. H. Urs von Balthasar, *Cordula oder der Ernstfall*, Einsiedeln-Trier 41987, 104.

<sup>35</sup> Rahner beschäftigt sich sogar mit der Heilsmöglichkeit derer, die in der Kirche waren, aber diese verlassen haben. Vgl. III, 432–435.

<sup>36</sup> „Es wäre töricht zu glauben, die Rede vom ‚anonymen Christentum‘ müsse die Bedeutung der Mission, der Verkündigung, des Wortes Gottes, der Taufe usw. mindern. Wer die Bemerkung über das anonyme Christentum so interpretieren wollte, hat sie nicht bloß gründlich mißverstanden, sondern ihre Darlegung auch nicht aufmerksam genug gelesen“ (VI, 552f.).

<sup>37</sup> „Auf die *Dauer* wird dann und dort das mutigere und intensivere Apostolat entfaltet werden, wo man überzeugt ist, daß alles Apostolat im *letzten* ein Aufgraben *des* Christentums ist, das Gott in seiner Gnade schon verborgen in die Herzen derer gelegt hat, die meinen, keine Christen zu sein (und es natürlich auch noch nicht so sind, wie Gott sie endlich haben will), mehr als dort, wo man meint, Gott selbst habe seine Partie gänzlich verloren, wo *wir* mit seiner Botschaft, so wie wir sie ausrichten, erfolglos geblieben sind“ (III, 437).

vermittelte Heil nicht exklusiv an die Kirchengliedschaft gebunden ist, sondern durch den Geist auch außerhalb ihrer gefunden werden kann, relativiert die Bedeutung von Kirche, aber macht sie nicht verzichtbar. Denn der anonyme Christ steht mit seinem impliziten Glauben nicht nur in Beziehung zu Christus, sondern ebenso zu seiner geschichtlich verleblichten Gestalt, der Kirche (vgl. VI, 546–549). Diesen unthematisch Gläubigen, also denjenigen, der sich von der Gnade hat ergreifen lassen, ohne sie *als* Gnade erkannt zu haben, kann man nach Rahner „mit vollem Recht als ‚anonymen Christen‘ bezeichnen“ (VI, 550), da die Gnade nach christlichem Verständnis immer Gnade Christi ist. Damit ist jedoch eine Affinität zur Kirche gegeben, welche sich darin äußert, dass der anonyme Glaube eine Tendenz zu konkreteren Erscheinungsweisen in sich birgt, „wenn ihm eine neue, höhere Stufe der Ausdrücklichkeit deutlich wird, bis zur Vollendung im bewußt übernommenen kirchlichen Bekenntnis“ (VI, 551). Diese Affinität zur Kirche darf jedoch nicht in dem Sinne gedeutet werden, als sei dies bereits eine vollzogene Kirchengliedschaft<sup>38</sup>. Daher grenzt sich auch Rahner vehement gegen den Vorwurf ab, mit diesem Theologumenon „sei nur ein verzweifelter, letzter Versuch gemacht, in einer Welt schwindenden christlichen Glaubens alles Gute und Menschliche im letzten Sinn – gegen alle Freiheit des Geistes – doch noch für die Kirche zu ‚retten‘“ (VI, 551).

#### Die Unterscheidung von Kirchlichkeit und Frömmigkeit

Es wurde während der Betrachtung der Texte Meys deutlich, dass die konkret gelebte kirchliche Frömmigkeit oder die Verhaltensweisen von Kirchglaubigen im allgemeinen der zentrale Ansatzpunkt seiner Kritik sind. Rahner geht in einem Aufsatz aus dem Jahre 1975<sup>39</sup> auf Kritik solcher Art wiederum explizit ein und gesteht zu, dass die „Kirchlichkeit der Frömmigkeit (...) auch in Fehlformen auftreten [kann]. Solche partielle Depravation dieser Kirchlichkeit kann sogar die Signatur einer längeren Periode der Geschichte der Kirche sein, ohne daß man deutlich auf sie reflektiert und das Kollektivgewissen der Kirche entschieden genug darauf reagiert“ (XII, 584). Dabei scheint es, als verwende Rahner den Begriff der Frömmigkeit in diesem Kontext als reines geistiges Ideal. Tatsächlich zielt er jedoch nicht ein Abstraktum an, sondern betrachtet Frömmigkeit als von der Gnade getragen und damit in relativer Unabhängigkeit zur Kirche.

Die Kirche – so wurde es bereits dargestellt – versteht sich als sakramentale Heilsgemeinschaft und ist als Leib Christi auf Christus wesenhaft bezogen. Damit ist sie die gesellschaftliche Konkretion der christlichen Frömmigkeit, welche in der Frohen Botschaft ihre Quelle und ihren Bezugspunkt findet. Immer dann, wenn die Kirche jedoch diesen Ausdruckscharakter, ihre dienende und verweisende Funktion

---

<sup>38</sup> Vgl. K. Rahner, *Die Gliedschaft in der Kirche nach der Lehre der Enzyklika Pius' XII. „Mystici Corporis Christi“*, in: II, 7–94.

<sup>39</sup> K. Rahner, *Kirchliche und außerkirchliche Religiosität*, in: XII, 582–598.

vernachlässigt, wird sie unglaubwürdig und ihrer Sendung untreu. Rahner macht dabei auf unterschiedliche Weisen von Störungen innerhalb dieses Verhältnisses von Frömmigkeit und Kirchlichkeit aufmerksam. „Depravation ist immer gegeben, wenn die Kirchlichkeit sich gegenüber der Frömmigkeit als solcher selbständig macht und die Absolutheit der Frömmigkeit zum Mittel verschiedener Kirchlichkeit macht; wenn die Kirchlichkeit eindeutig und sicher als Kriterium für das Verhältnis eines Menschen zu Gott gewertet wird; (...) wenn Kirchlichkeit zum Gruppenegoismus entartet und die Freiheit des Geistes verlorengelht, Gutes außerhalb der Kirche zu sehen; wenn der einzelne seine Kirchenzugehörigkeit als Absicherung gegen Gott gebraucht; wenn vergessen wird, daß die Kirche für die Welt und nicht die Welt für die Kirche da ist“ (XII, 584).

Karl Rahner spricht sich dafür aus, jenen Depravationen den Kampf anzusagen, um mit diesen irritierenden Erscheinungsformen den Nichtchristen nicht „in erheblichem Maß den Zugang zum Verständnis von Kirche und echter Kirchlichkeit“ (XII, 584) zu blockieren – Reinhard Mey scheint ein Opfer solcher Blockaden geworden zu sein. Der katholische Dogmatiker relativiert daher die Kirche, indem er sie „grundsätzlich nur als partikuläres und in einem wahren Sinn sekundäres Moment an der Frömmigkeit“ (XII, 584f.) beschreibt, um der außerkirchlichen Frömmigkeit eine eigene Wertigkeit zu verleihen. Rahner qualifiziert die Frömmigkeit somit als ursprünglicher und als der Kirche vorausgehend. Dies begründet er auf der Basis seiner Gnadenlehre, die zum einen im universalen Heilswillen Gottes ihren Ausgangspunkt findet und zum anderen eine Erfahrbarkeit der Gnade als Gnade voraussetzt. Dadurch wird ein Kirchenverständnis, welches die Kirche als exklusive Heilanstalt betrachtet, gesprengt, so dass heilswirksame Gnadenerfahrungen auch außerhalb der institutionell verfassten Kirche gemacht werden können. Solche außerkirchliche Frömmigkeit „wird tatsächlich durch die freie, aber überall angebotene Gnade Gottes innerlich getragen und ist dort heilswirksam, wo der Mensch dem absoluten Spruch seines Gewissens gehorcht und diesen Gehorsam mindestens in irgendeiner Form von Frömmigkeit als expliziten Bezug auf Gott realisiert und objektiviert. So kann der katholische Christ und Theologe grundsätzlich anerkennen, daß faktisch jede gewissenmäßig ehrliche Frömmigkeit heilhaft, von der Gnade getragen und in diesem Sinn schon anonym christlich ist“ (XII, 585f.).

Rahner vertritt eine Anthropologie, nach der Freiheit und Transzendenzerfahrungen das Wesen des Menschen bestimmen. Auf dieser Grundlage charakterisiert er den Menschen als „Hörer des Wortes“<sup>40</sup>, der Gotteserfahrungen macht, welche als Gnadenerfahrungen das Fundament für eine außerkirchliche Frömmigkeit bilden. Eine Textpassage Meys lässt solch eine transzendente Erfahrung vermuten, wenn er singt:

*„Dann lächl' ich scheinbar grundlos und dann steh ich kerzengrade / Die Erden-  
schwere an den Füßen und spüre die Gnade: / Ich brauch, um irgendwann beseelt  
unter den Tisch zu sinken, / Weil ich naturbetrunken bin, überhaupt nichts zu trin-*

<sup>40</sup> Vgl. K. Rahner, *Hörer des Wortes*, Sämtliche Werke, Bd. 4, Freiburg 1997.

*ken. / Vielleicht bin ich, wie Obelix als Kind in Zaubertrank / Hineingefallen und das hält jetzt vor, ein Leben lang? / Manchmal bin ich in Wirklichkeit stocknüchtern in mir drin, / Wenn ich betrunken bin.*<sup>41</sup>

In diesen Worten wird das Paradox deutlich, das entsteht, wenn alltägliche Dinge transzendental durchschaut werden und das Durchschaute mit dem Geschauten in Beziehung tritt. Doch Karl Rahner bleibt nicht an der Begründung außerkirchlicher Frömmigkeit stehen, sondern setzt sie in Bezug zur kirchlichen Frömmigkeit und damit zur Kirche. Analog zu der äußeren und inneren Perspektive kann sich Rahner mit einer Frömmigkeit, die zwar als anonym christlich charakterisiert wird, aber außerhalb der Kirche gelebt wird, nicht zufriedengeben. Daher betont er die wesentliche Bezogenheit der außerkirchlichen Frömmigkeit auf die Kirche und sieht ihren Zielpunkt in deren Verkirchlichung. Rahner betrachtet somit Kirchlichkeit und Frömmigkeit als zwei zu unterscheidende Momente, die jedoch bleibend aufeinander bezogen sind. „Die Verkirchlichung dieser heilhaft außerkirchlichen Frömmigkeit ist das volle Zusichselberkommen einer durch die Gnade schon immer gegebenen Frömmigkeit in der ausdrücklichen Begegnung mit Jesus und seiner institutionell verfaßten Glaubensgemeinde. So ist Kirchlichkeit nicht Anfang, sondern Ende der Gnade, die sich nach ihrer souveränen Freiheit unter den Menschen einige beruft. Sie bilden Kirche, das heißt das geschichtliche Zeichen für die siegreiche Anwesenheit der Gnade Gottes in der Welt und darin trotz der universalen Bestimmung der Botschaft Jesu ein faktisch in der Menschheitsgeschichte partikuläres Zeichen dafür, daß Gott in aller Frömmigkeit durch seine Gnade anwesend ist, wo ein Gewissen dem hier und jetzt nicht überbietbaren Anruf gehorcht“ (XII, 586).

Rahner ist sich der Schwierigkeit und vielleicht auch der Überforderung des Menschen, die Frohe Botschaft glaubwürdig und begeistert zu leben, bewusst. Doch wenn er sagt: „Die geschichtliche Kontingenz dieses Materials gibt der kirchlichen Frömmigkeit ihre deutliche Greifbarkeit und Konkretheit wie auch ihre Anfechtbarkeit“ (XII, 596), drückt er damit aus, dass es keine Alternative dazu gibt. Bei allen Widersprüchen, die zwischen Ideal und Realität über die Jahrhunderte der Kirchengeschichte hinweg immer wieder entstanden sind, hat sich das Christentum stets neu auf die Überlieferung besonnen und um seine Glaubwürdigkeit gerungen („ecclesia semper reformanda“). Rahner sieht daher auch die Zukunft des Christentums nicht in der seinerzeit noch größtenteils vorhandenen Volkskirche, sondern in einer bewussten persönlichen Annahme der kirchlichen Sendung durch jeden Christen. Er sieht die Zukunft der Kirche nicht in einer Verwaltung institutioneller Sicherheit im Sinne eines „Trachtenvereinschristentums“ (III, 423), sondern in der mystischen Erfahrung, die den Widerschein der Gnade im Alltag zu erkennen vermag, einer Frömmigkeit also, die damit rechnet, jederzeit und allerorts Christus zu begegnen.<sup>42</sup>

<sup>41</sup> R. Mey, *Wenn ich betrunken bin*, 2000.

<sup>42</sup> Reinhard Mey beschreibt solch eine Erfahrung in dem Lied *Der Bruder*, 1998: „Vielleicht war es der Messias, der nach zweitausend Jahr'n / Noch mal gekommen ist, und du, du hast ihn nicht gefahr'n, / Mit deinem chromblitzenden, air-condition-daunenweichen Thron.“

## Ist Reinhard Mey ein anonymer Christ?

Kann man Reinhard Mey nun als anonymen Christen bezeichnen? Dies ginge zu weit, zumal sich Mey sicher dagegen wehren würde und es als Vereinnahmung empfinden würde. Rahner wandte sich selbst mit Entschiedenheit dagegen, alle Menschen, die sich „irgendwie“ der Verantwortung, in die sie sich durch ihr Menschsein gestellt sehen, verpflichtet fühlen, die also versuchen, ihr Leben und Handeln „irgendwie“ human zu gestalten, als anonyme Christen zu verstehen. Doch lässt sich schon feststellen, dass der Liedermacher den existentiellen Fragen und Situationen, wie sie Rahner beschreibt<sup>43</sup>, nicht ausweicht und sie für sich zu beantworten sucht bzw. sich ihnen stellt. Das Aufgreifen solcher Grenzfragen und die Beschäftigung mit ihnen ergibt häufig keine abschließenden Antworten und verbleibt bei einem An-denken, das nicht selten vor dem Geheimnis endet und verstummen muss. Doch in diesem Vorgehen gleichen sich Reinhard Mey und Karl Rahner. Sie geben sich nicht mit der Vergeblichkeit dieses endlichen Tuns zufrieden, sondern wagen immer wieder neu das Abenteuer zu ergründen, was letztendlich trägt. Beide suchen dieses Abenteuer im Alltag; beide nehmen alltägliche Situationen und Grenzerfahrungen als Ausgangspunkte ihrer Suche nach dem, den Rahner als „das Geheimnis, das wir Gott nennen“, bezeichnet. Solche Suchende, die in ihrem Tun getragen sind von Glaube, Hoffnung und Liebe, kann man durchaus als Fromme bezeichnen, da sie das Oberflächliche des Alltags durchstoßen und in mystischer Weise das darin Erscheinende zu begreifen versuchen – auch heute.

*Cornelius Keppeler, Hofheim*

---

<sup>43</sup> Vgl. K. Rahner, *Grundkurs des Glaubens. Studien zum Begriff des Christentums*, Sämtliche Werke, Bd. 26, Freiburg 1999, 281–283. Darin formuliert Rahner drei Appelle, mit denen er „sich an jenes globale, durch die zuvorkommende Gnade schon ‚christliche‘, nicht adäquat reflektierbare, aber doch anrufbare Daseinsverständnis wende[t]“, das er als „suchende Christologie“ (281) bezeichnet. Diese Appelle sind: der Appell an die absolute Nächstenliebe (281), der Appell an die Bereitschaft zum Tode (282) und der Appell an die Hoffnung der Zukunft (283).